

Bekannte Fremde

Warum der Antisemitismus derzeit so merkwürdige Koalitionen hervorbringt – und das Jüdische ein Stachel im Fleisch der Moderne bleibt. *Von Armin Nassehi*

Wieder wird darum gestritten, ob Kritik an israelischer Politik per se antisemitisch sei – und wieder wird allenthalben betont: selbstverständlich nicht. Was denn auch sonst? Aber trotzdem scheint das nicht zu reichen, denn es scheint die bloße Existenz des Jüdischen zu sein, die alles durcheinanderbringt. Es entstehen merkwürdige Koalitionen von islamistischen Hamas-Anhängern, linken SED-Nachfolgern und derzeit eher stillen Rechtsradikalen, denen angesichts des Jüdischen alles durcheinandergerät. Man muss ihnen zugutehalten: Sie können offenbar nicht anders, sie betreiben es im Falle der Linken in einigen Fällen sogar gegen ihren Willen. Warum?

Und sie haben recht: Das Jüdische bringt alles durcheinander. Es bringt vor allem das Beobachtungsschema der Kultur durcheinander – Kultur, das heißt in Europa seit der Neuzeit die Frage nach allgemeiner Menschlichkeit im Allgemeinen und nach partikulärer Zugehörigkeit im Besonderen. Es ist der bis heute nicht überwundene Graben zwischen der Unbedingtheit des Humanen und der Bedingtheit der Zugehörigkeit des Menschen zu partikularen Gruppen – vor allem zu Nationen, Religionen oder Konfessionen. Etabliert hat sich dafür in Europa das Beobachtungsschema der Kultur, nach dem wir einerseits den Universalismus der Aufklärung in der allgemeinen Erklärung der Menschenrechte feiern, die andererseits durch die Bürgerrechte partikulärer Staaten oder Kulturen sowohl in Kraft gesetzt als auch konterkariert werden. An den Grenzen Europas, vor allem an den Südgrenzen wird darum immer noch täglich gerungen.

Was der Jude für Wagner tun sollte? Er sollte einfach aufhören, ein Jude zu sein

Am Beispiel des Antisemitismus lässt sich darüber viel lernen. Man kann den Antisemitismus in modernen westlichen Nationalstaaten seit dem 18. und 19. Jahrhundert als eine Art Testfall ansehen, was das Beobachtungsschema Kultur anrichten kann. Der moderne Universalismus hat im Zuge der Aufklärung einen Zugzwang erzeugt, den Juden etwa im Falle Preußens im Rahmen der Hardenberg'schen Reformen 1812 das Staatsbürgerrecht zuzusprechen und sie damit zu vollwertigen Mitgliedern der Gesellschaft zu machen. Zugleich konnte man sich aber von den alten Ressentiments nicht befreien und hat den Juden volle Teilhaberechte etwa im Staatsdienst oder an Universitäten zunächst nicht zuerkannt. Vielleicht ist der Antisemitismus der Lackmустest für das Problem der Gleichzeitigkeit von Universalismus und Partikularismus bei der Etablierung der

Menschen- und Bürgerrechte.

Das Bedrohliche der Juden war wohl, dass sie Innen und Außen gleichermaßen repräsentierten, dass sie gleichzeitig Teil der eigenen Kultur waren und anderer Kulturen. Sie waren Fremde, aber bekannte Fremde, weil man allzu genau wusste, wie es sich mit den Juden verhielt. Noch mehr als die Konfrontation mit außereuropäischen kolonisierten Kulturen waren die Juden ein Hinweis auf die Kontingenz der Kultur, eben weil man ihre Andersartigkeit gegen die konkrete Empirie ihrer Ununterscheidbarkeit durchsetzen musste – denn sie waren gar nicht deutlicher anders, als alle anderen anders waren. Man kann es nicht einfacher ausdrücken.

Wer davon einen Eindruck bekommen möchte, lese Richard Wagners antisemitisches Pamphlet „Über das Judentum in der Musik“ von 1869. Man darf diesen Text übrigens nicht nur aus der Perspektive der Schoah des 20. Jahrhunderts lesen, sondern als ein Pamphlet an die Zeitgenossen des 19. Jahrhunderts. Adressaten Wagners waren die intellektuellen Zeitgenossen, nicht die späteren Mörderbanden – und das macht sein Argument um so perfider und subtiler. Wagner oszilliert hier ebenso böse wie perfide zwischen Hass und Bewunderung: Hass auf das bloße „Nachkünsteln“ der Juden bar jeder Originalität, zugleich Bewunderung für ihren Erfolg. Besonders im Blick hatte Wagner Felix Mendelssohn-Bartholdy, den protestantisch erzogenen Enkel Moses Mendelssohns: ein getaufter Jude also, der Wiederentdecker der Musik Johann Sebastian Bachs war und zugleich großen Einfluss auf Wagners eigene Musik hatte.

Wagner schreibt: „Dieser hat uns gezeigt, daß ein Jude von reichster spezifischer Talentfülle sein, die feinste und mannigfaltigste Bildung, das gesteigertste, zarrestempfindende Ehrgefühl besitzen kann, ohne durch die Hilfe aller dieser Vorzüge es je ermöglichen zu können, auch nur ein einziges Mal die tiefe, Herz und Seele ergreifende Wirkung auf uns hervorzu bringen, welche wir von der Kunst erwarten, weil wir sie dessen fähig wissen, weil wir diese Wirkung zahllos oft empfunden haben, sobald ein Heros unsrer Kunst, so zu sagen, nur den Mund aufthat, um zu uns zu sprechen.“

Man kann Wagners Schrift als einen Ausdruck dessen lesen, dass der Jude als der interne Fremde, der Nachkünstler, auf das Problem der Authentizität des Kulturellen hingewiesen hat. Wagner war auf der Suche nach einer authentischen deutschen Kunst, die Leben und Arbeiten, Mythos und Gegenwart in einer großen Einheit versöhnt, wirklich authentisch ist, die Grundfesten einer deutschen, ungekünstelten Kunst sichtbar machen will. Im „Gekünstelten“ freilich entdeckt Wagner fremde Kultur – aber er entdeckt offensichtlich nicht nur fremde Kultur, sondern „Kultur“ überhaupt und wird darauf verwiesen, dass Kultur immer auf andere Möglichkeiten verweist, also auf die Unmöglichkeit dessen, was er da an Authentischem sucht.

Der Judenhass Wagners ist ein Hass darauf, dass die Spannung von Universalem und Partikularem auch das trifft, was er tut. Es ist der Hinweis darauf, dass man kaum mehr etwas finden kann, was den Juden Mendelssohn-Bartholdy von ihm selbst unterscheidet – außer dass er ein Ju-

de ist (und wenn auch nur ein protestantisch getaufter und erzogener).

Wagner schreibt: „Gemeinschaftlich mit uns Mensch werden, heißt für den Juden aber zu allernächst so viel als: aufhören, Jude zu sein.“ Und er meint: Wenn wir doch aufhören könnten, „Kultur“ zu sein und wirklich authentisch werden. Da man das nicht sagen kann, ist der eigene Fremde, der Jude, ein Segen, weil er Ununterschiedenheit unterscheidet. Wagners Argumentationstechnik tritt deutlich zutage: Das Problem der Kontingenz der eigenen Position wird durch Asymmetrie unsichtbar gemacht. Er stößt auf Augenhöhe, wenigstens künstlerisch, bringt aber Ordnung in die Unterscheidung, indem die andere, die Außenseite abgewertet wird.

Manche Linke geraten in einen irrationalen Judenhass

Die andere Seite – der Wilde für den Zivilisierten, der Franzose für den Deutschen, der Prolet für den Bürger, der Protestant für den Katholiken, der Orientale für den Europäer . . . – hatte geradezu unsichtbar stets dazu gedient, die eigene Position positiv ausdrücken zu können. Das Beobachtungsschema Kultur stabilisierte sich also durch seine und in seiner Instabilität. Es machte aus der Not der Geschlossenheit seiner Unterscheidungspraxis die Tugend der Stabilität, die präferierte Seite der Unterscheidung mit Erhabenheit zu belegen und die andere Seite abzuwerten. Aber gerade an der Figur des Juden wird für Europa sichtbar, dass die andere, die abgewerte-

te Seite zugleich unterschieden werden muss und doch das Gleiche ist. Auch heute noch wird wie von Wagner unterschieden: Das einzige, was den Juden von uns unterscheidet, ist, dass er ein Jude ist. Sein Unterscheidungsmerkmal ist also seine Ununterscheidbarkeit.

Genau darauf springen Randgruppen an, Gruppen also, die dadurch marginalisiert sind, dass sie tatsächlich unterschieden werden können. Manche Linke geraten in einen irrationalen Judenhass, weil sie in Israel die Ununterschiedenheit zu dem sehen, was sie selbst hassen: die marktwirtschaftliche Offenheit, die pluralistische Offenheit der liberalen westlichen Lebensweise, nicht zuletzt die Koalition mit Amerika und der neuen Welt, also letztlich die Nicht-Unterscheidbarkeit zum Bürgerlichen. In der Kritik am jüdischen Israel kommt der antikapitalistische Reflex gegen das Finanzjudentum zum Ausdruck, der sich weniger gegen Israel und die Juden richtet, sondern die eigene ungeklärte Position zur Westbindung der Bundesrepublik zum Ausdruck bringt. Es erinnert an Freuds Beschreibung davon wie verdrängte Inhalte sich in der Psyche dann woanders manifestieren.

Und dann liegen auch Koalitionen mit der Hamas und anderen islamistischen Gruppen auf der Hand. Es sind keine offenen Koalitionen. Diese sind kaum gewollt. Es sind eher Projektionen, mit denen da koalitiert wird. Es ist die Koalition mit einer arabischen Welt, die vollends gescheitert ist und die an sich selbst merkt, dass sie die zivilisatorischen Standards einer westlichen Demokratie nicht erreichen kann – nicht mit dem sowjetisch orientierten Pan-

arabismus eines Nasser, nicht mit militärisch-diktatorischen Regimen, die nur aus energiepolitischen Gründen gestützt wurden, und auch jetzt nicht mit islamistischen Mitteln unterschiedlicher Couleur.

Für sie ist Israel eine ähnliche Bedrohung wie es Felix Mendelssohn-Bartholdy für Richard Wagner war: als einzige Demokratie, als einzige ökonomisch potente und als einzige pluralistische Oase der Region, die auch deswegen gehasst wird, weil sie etwas kann, was die anderen nicht können. Sie ist in der Region positive und negative Projektionsfläche zugleich. So erklärt sich letztlich auch die Koalition zwischen Linken und Hamas-Anhängern, die sich derzeit auf deutschen Straßen begegnen und wohl nicht wissen, was sie miteinander anfangen sollen. Woher sollten sie es auch wissen?

Ist Kritik an israelischer Politik nun per se antisemitisch? Selbstverständlich nicht, und es gäbe viel zu kritisieren – aber die hier angedeutete Gemengelage macht deutlich, dass sich die Frage nicht zufällig stellt. Sie hat viel mit den Projektionen zu tun, für die der westliche Universalismus das Jüdische stets instrumentalisiert hat. Das Jüdische bleibt der Stachel im Fleisch der Moderne. Niemand kann ihnen verzeihen, dass ihr einziger Unterschied zu allen anderen darin besteht, dass sie gar nicht anders sind. Das scheint aber die Wahnvorstellungen derer anzuziehen, die etwas anderes wollen als die westlich-liberale Lebensform.

Der Autor ist Professor für Soziologie an der Ludwig-Maximilians-Universität in München.